



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Stelzner, Alfred: Der Kanzelvortrag und seine Bedeutung.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

schwindel nicht um Vereinzlungen, sondern um ein in das soziale Leben eingedrungenes System, dessen Wirkungen sich auf jedermann direkt oder indirekt erstrecken. Um aber dieses System zu überwinden, kann es nicht genügen, wenn der Staat seine Gesetzgebung so entwickelt, daß die Börse und ihre Anhängsel aus ihrer abgesonderten Stellung herausgehoben werden; es ist vor allem notwendig, daß das kapitalbesitzende Publikum selbst von seiner unheilvollen Neigung, seine Finanzangelegenheiten, sein wirtschaftliches Wohl und Wehe Kommissionären preiszugeben, sich befreie.



Der Kanzelvortrag und seine Bedeutung.

Actio in dicendo una dominatur ...
Huic primas dedisse Demosthenes dicitur,
cum rogaretur, quid in dicendo esset primum, huic secundas, huic tertias.

Cicero.



egen die Übersetzung des ciceronianischen *actio in dicendo* durch „Vortrag“ ist nichts einzuwenden, wenn es in dem Sinne wie bei Goethe in den Worten: „Allein der Vortrag macht des Redners Glück“ gilt, wenn darunter die Art der Darstellung der Gedanken durch die Rede in Bezug auf Pronunziation, Deklamation und Gesticulation verstanden wird. Über Vortrag in diesem Sinne und zwar über den Kanzelvortrag unserer Geistlichen beabsichtige ich mich möglichst eindringlich auszulassen, und obwohl schon die Überschrift dieses besagt, so glaube ich doch besonders hervorheben zu müssen, daß ich nicht jene „papierene“ Beredsamkeit im Auge habe, über die unsere Geistlichen in demselben erfreulichen Maße wie unsre sogenannten *professores eloquentiae* verfügen, sondern das „Wie sie reden“, in welchem Punkte diese *professores* noch gar viel von unsern Kanzelrednern lernen können, nachdem diese erst selbst sich hierin einer gründlichen Schulung und Ausbildung werden unterzogen haben.

Freilich bin ich weit entfernt davon, behaupten zu wollen, daß ein tüchtiges, freies Wort über jene „papierene“ Beredsamkeit, über den Stil der Kanzelredner nicht sehr am Platze wäre. Und gottlob leben wir ja nicht mehr im Zeitalter Muhameds, der einfach durch Landesgesetz verordnete, daß sich niemand erdreisten solle, besser zu schreiben als er, der vom Geiste Gottes getriebene, sondern in dem Jahrhundert des königlichen Verfassers der „Walhallas-

Genossen," welcher in einem öffentlichen Dekret zu erkennen gab, daß seinen Stil zu tadeln niemand zum Vorwurf oder zur Strafe reichen solle.

Es wäre wohl zu konstatiren, wie wenig dem Kanzelredner die höhere und nationale Anschauung geläufig sei, die mit Wilhelm von Humboldts Worten dahin charakterisirt ist: „Die Sprache ist gleichsam die äußerliche Erscheinung des Geistes der Völker.“ Es wäre wohl zu konstatiren, daß, wie die Kanzel oft dazu beigetragen hat, namentlich durch unnatürliche Periodenverwicklung den Stil zu verderben, noch heute Herders Eiferungen*) gegen die ciceronianischen Affektationen der deutschen Kanzelredner gelten. Es wäre wiederholt auf das Studium anerkannter Vorbilder aus der reichen Geschichte deutscher Kanzelberedtsamkeit hinzuweisen, deren gediegener Typus mit dem würdigen Johann Lorenz von Mosheim anhebt, „welcher die Sprache der deutschen Kanzel zur vollendeten Form einer kernhaften religiösen Gesinnung erhob," dessen Predigt „fern von allem handwerksmäßigen Schematismus und zünftiger Pedanterie auf dem eigenthümlichen Schwung eines inhaltvollen und wahrhaft begeisterten Gemüthes gegründet erscheint," und der ihr „zugleich eine künstlerische Vollendung und Schönheit zu geben" bestrebt war. Diese Seite der Kanzelberedtsamkeit indessen zu beleuchten, ist nicht meine Sache; ich fühle mich nur gedrungen, die *actio in dicendo* denen, die es angeht, möglichst eindringlich ans Herz zu legen, und scheue mich nicht, antizipirend auszusprechen, wie unsre Geistlichen diese zu ihrem eignen Schaden und dem des Volkes bisher offenbar stark vernachlässigt haben, und zwar in dem Grade, daß der gebildete Kirchenbesucher, anstatt vor Gott im Herzen gedemüthigt und erhoben die Predigt zu verlassen, meistens eine traurige Resignation davonschleppt, die in dem augustinischen *Credo, quia absurdum* gipfelt, das heißt in der Version: „Ich glaube an Gott; ich glaube auch dem Geistlichen, aber sein Vortrag war absurd.“

Gleich um einen eindringlichen Titel war es mir sehr zu thun. Der obige ist es wenig und recht harmlos, und doch habe ich lange darüber nachgegrübelt. Als Franzose hätte ich vielleicht über *éloquence de la chaire* geschrieben; des prangenden Euphemismus „Kanzelberedtsamkeit" wollte ich mich aber nicht schuldig machen; wie ich auch sogleich den jovial-gelehrten Titel „Pastorale Eloquenz" verwarf, weil ich es vermeiden wollte, den Leser zu der auch nur vorübergehenden Annahme zu verführen, als ob es eine solche im allgemeinen wirklich gäbe. Auch hätten zum mindesten die Grenzboten Contrebande gewittert. „Zur Reform des Kanzelvortrags" konfiszierte ich schon im Entstehen, weil die Grenzboten nicht hingereicht hätten, diesen Artikel zu „fassen.“ „Kanzelvortrag

*) B. B. „Wo schleppt sich die Sprache mehr als auf den Kanzeln? Hier, wo man das Verständliche des Vortrags so oft darein setzt, mit einem Schwall von Worten nichts zu sagen, die Perioden in ihre fürchterlichen Glieder zu ordnen, um einen panischen Schauer einzujagen.“ Oder: „Dies ist der fließende Vortrag, der vor dem Essen heilsamen Appetit und nach dem Essen einen sanften Schlaf macht" u. s. w.

und Sprachverderbnis" war auch zu streichen, weil darin die Substantiva als Gegensätze hätten aufgefaßt werden können. Auch den Titel „Die Dilettanten der Kanzel" löschte ich im Handumdrehen; denn daß ich hiermit rücksichtlich der actio in dicendo die Geistlichen meinte, hätten nur diese selbst gefühlt, oder am Ende gar nur diejenigen unter ihnen, welche sich nicht für Meister der Rede halten, also niemand. Viel zu gute that ich mir eine Weile auf die Titel „Kanzelvortrag und Märtyrertum" und „Kanzelvortrag und Heroismus." Sie schienen mir aber alsbald unpassend in der Erwägung, daß es thatsächlich viele gut geschriebenen Predigten giebt, die zu hören es bei weitem mehr als Heroismus bedarf und in der ferneren Erwägung, daß in solchen Predigten oft nicht nur der Zuhörer, sondern mehr noch der Kanzelredner zum Märtyrer wird, mit dem einzigen Unterschiede, daß dieser martervoll redend unschuldig zu leiden wähnt, jener aber schweigend gemartert wirklich unschuldig leidet. Auch fiel mir noch ein, daß Titel in der Jurisdiktion Rechtsgrund bedeutet, und daß ich zwar das Recht hätte, Kanzelvortrag und Märtyrertum schlechtweg in das bündige Verhältnis von Ursache und Wirkung zu setzen, nicht aber Grund, dieses Abhängigkeitsverhältnis als etwas unbekanntes oder besonders interessantes zu proklamiren. Am besten wäre vielleicht der nach bekannten Analogien geformte Titel „Zur Pathologie und Therapie des Kanzelvortrags" gewesen. Er klang jedoch zu sehr nach unschuldig vergossenem Blut und Leichenöffnung und mußte den Gedanken nahe legen, daß es sich in diesem Aufsatz etwa gar um eine mit Handschuhen zu vollziehende Sektion handle. Und das wollte ich unter allen Umständen vermeiden. Es ist da nichts mit Handschuhen anzufassen. Mit nackter Hand greife ich die nackte Wahrheit. Und wenn ich unter endgiltiger Beibehaltung des wenig eindringlichen Titels sage: „Der Kanzelvortrag von heutzutage ist im allgemeinen kläglich," so ist das keine zu beweisende Behauptung, sondern nach der Terminologie der simpelsten Schulgeometrie die feststehende Voraussetzung oder, wenn man will, eine Erfahrungsthatfache, wie wenn ich sage: „Das Laub ist im allgemeinen grün," wobei es freilich näher gelegen hätte, einen Vergleich vom „dürren Holze" zu suchen.

Der uralte Streit, ob alle Beredtsamkeit (actio in dicendo) von der Kanzel zu verbannen sei oder nicht, der schon im 17. Jahrhundert, wo derselbe in Frankreich heftig entbrannte, sich dahin entschied, daß die Notwendigkeit der geistlichen Eloquution gerettet wurde, ist heute ein Fechten mit Windmühlen. Trotzdem fechten die Geistlichen fort. Wenn sie unterliegen, haben sie alles, was ihnen anhaftet, und alles, um dessen Besitz sie kämpfen — mit einem Wort, alle Fehler des Kanzelvortrages — auf dem Altar des Vaterlandes abzuliegen und müßten sich dem Joche eines ausdauernden Studiums der actio in dicendo beugen. — Dem Joche? — Ach, wenn sie wüßten, welche Schätze sie gewönnen! Aber sie scheinen es nicht zu wissen; denn sie fechten fort unter vielhäutigen, starkledernen Schilden. Sie sind gewappnet mit dem verrosteten Panzer über-

wundener Autoritäten. Aber es ist ein Kampf mit Windmühlen. Eine Herkulesarbeit jedoch wäre es und eine besonders unnötige, diese Schilde abzuhäuten und diese Autoritäten aufzustapeln. Im Grunde kommt alles auf die Interpretation des persuadere an. „Wir wollen überzeugen, nicht überreden.“ Das ist die an sich löbliche Devise, unter der sie fechten. Sie vergessen aber, daß persuadere ursprünglich „mit Erfolg raten“ bedeutet, und sie vergessen vor allem, daß diese etymologische Mine ohne alles vorhergehende Wortgeplänkel in die Luft fliegt, sobald man den Zündfaden anlegt: „Du sollst überredend überzeugen.“ Und das ist zugleich der Ariadnesfaden dieses vermeintlichen Labyrinths. Überzeugen kann man am besten mit den kältesten Verstandesbegriffen, mit den Erbfeinden der Kirche — wie fern liegt die Religion über ihnen, wie fern liegen sie der Aufgabe und der bestimmten Absicht der Seelsorger, auf das Gemüt zu wirken! Mit Verstandesbegriffen überzeugt werden ist auf der Kanzel mindestens recht langweilig und gar nicht erbaulich; mit Verstandesbegriffen überzeugen ist gleichsam ein Skeletterziren; überzeugen kann mich selbst derjenige, der nicht drei Worte fließend und richtig spricht; er überzeugt mich vielleicht sogar von etlichen Wahrheiten des Christentums, aber diese Überzeugung hinterläßt nicht den geringsten Eindruck, ich fühle sie nicht im Herzen, sie ist mir eine momentan aufgebürdete Last, eine Schlußkette, die ich habe klirren hören, die mich aber nicht im geringsten gefesselt hat. Der Kanzelredner hat aber, wie gesagt, die bestimmte Absicht, nicht mit kalten Verstandesbegriffen zu operiren, sondern auf das Gemüt zu wirken, weil er weiß, daß er mit jenen fast nichts in seinem Verufe ausrichtet. Er wendet sich also an das Gemüt. Er müht sich auch redlich ab, uns zu erbauen. Es gelingt ihm nicht. Da schilt er über die Gleichgiltigkeit gegen die Kirche. Er spricht stundenlang über alle Empfindungen und vermag nicht eine einzige wachzurufen; alle Saiten des Gemüts lechzen nach Anschlag, und er versteht nicht eine einzige zu packen. Alle Mittel, die Herzen wie Wachs zu kneten, stehen ihm in reichstem Maße zu Gebote; die Herzen bleiben hart, weil er seine Mittel nicht kennt oder nicht anzuwenden weiß. Er erhebt uns nicht, und wenn er uns überzeugt, so reicht unsre Überzeugung kaum bis zur Kirchenthür, durch die wir uns kalten Herzens, mit der früher zitirten augustinischen Reminiscenz im Schlunde, niedergeschlagen, anstatt erhoben, fortbegeben.

Von dem großen Meister Eckhof erzählt man, daß er das deutsche ABC mit so mannichfachen Abstufungen des Ausdrucks einem Engländer vorgelesen habe, daß dieser durch Thränen, Schrecken und Schauer bis zum lautesten Gelächter getrieben worden sei. Und darauf paßt es, wenn sein Zeitgenosse, der große Meister Kant, die Beredsamkeit eine Betrügerin schilt, welche in Dingen, wo die Vernunft entscheiden soll, dem ästhetischen Gefühle das letzte Wort zu spielt. Aber es paßt mit nichts auf die Beredsamkeit der deutschen protestantischen Kanzel, welche die Wahrheit selber ist und sein will, und an welcher

selbst der schwächste Versuch, eine unangebrachte Schönrednerei auf Kosten der Wahrheit geltend zu machen, wie an einem Felsen zerschellen würde. Die geistliche Beredtsamkeit tritt aber ja überhaupt gar nicht mit der Ungewißheit auf, Recht oder Unrecht zu behalten, sie hat die anerkannte Wahrheit zum Inhalte. Eben deshalb ist es eine geradezu absurde Antipathie, welche die Geistlichen dem Überreden entgegenbringen. Als ob es sich um etwas andres handele, als aus Überzeugung zum Guten überzeugend zu überreden, ohne die Wahrheit zu verschönern, aber auch ohne in falscher Würde auf das Recht zu verzichten, auf das Gefühl, diesen mächtigsten Hebel zur Religiosität, durch die Mittel gottgefälliger Überredungskunst zu wirken. Wo ist denn da das Verwerfliche oder gar Unmoralische, wenn man jemanden derart vom Guten überzeugt, daß man ihn zum Guten überredet? Ich kann nicht sagen, daß mir der längst vergessene Thomas Campanella mißfiel, wenn er die geistliche Beredtsamkeit als die „zum Guten überredende und von dem Schlechten abratende Kunst“ nennt. Es ist vielmehr die Mißachtung der Thatfachen den Kanzelrednern als Unterlassungssünde anzurechnen, der Thatfachen, daß der Mensch leicht und eher zum Guten zu überreden als zu überzeugen und daß die Überzeugung eine nachgeborene Schwester der Überredung ist, insofern als die Gründe der Überzeugung erst dann ihre volle Kraft äußern, nachdem das Herz durch Überredung gewonnen ist. Und hat Euripides, wenn er die Überredung die „einzige Führerin der Menschen“ nennt, nicht insofern Recht, als die ganze Erziehung zumeist auf Überredung fußt? Diese Unterlassungssünde freilich ist den Kanzelrednern nicht allzuhoch anzurechnen; denn wenn sie auch beabsichtigt hätten, überzeugend zu überreden, sie hätten es nicht vermocht. Sie können nicht überreden, weil sie nicht reden können. Hier ist der Knoten und das Ende des Ariadnesfadens. Sie können nicht reden, wohlverstanden, nicht vortragen. Wo auch hätten sie den Vortrag studiren sollen? Doch wohl auf den Universitäten, d. i. den pädagogisch-homiletischen Seminarien. O, das sind ehrwürdige Institute mit ehrwürdigen Namen; aber man braucht sie nicht aus Autopsie zu kennen, um zu wissen, daß sie den Zweck, den Vortrag auszubilden, auch nicht im entferntesten erfüllen. Und sonstige praktische Anleitung für den Vortrag auf den Universitäten giebt es nicht? Giebt es nicht! — Sprachakademien, Rhetorschulen, Lehrer für den Vortrag giebt es nicht? Giebt es nicht! Es ist ein schauerliches Echo! Man sollte es kaum glauben, umsoweniger, als diese Mängel seit mehr als einem Jahrhundert lebhaft empfunden werden, was unschwer historisch zu belegen wäre.

Es ist die höchste Zeit, daß es einmal kategorisch ausgesprochen wird: Sie gefallen uns nicht, unsre Kanzelredner. Wir sind ein musikalisch gebildetes Volk, und unser Ohr will nicht beleidigt, sondern, wie unsre Seele, auch durch äußere Harmonie ausgefüllt sein. Überall giebt es hunderte und tausende, die einen so guten Geschmack haben wie jenes gemeine Weib aus dem Athener Volke,

das einen Theophrast wegen seines Accents tadelte. Also ganz kategorisch: Wir verbitten uns den Dialekt, der uns zerreißt, der uns national zerkleinert und unsern Geist verengt; wir verbitten uns die fehlerhafte Artikulation und Accentuation, das entseliche monotone Drohen und Gurgeln, überhaupt alle verstümmelten Sprachtne und alle geschraubten „Kanzeltne“; wir verbitten uns den Mangel an richtiger Modulation, das näselnde Portament und die berhaspelte, jede Interpunktion verachtende Volubilitt; wir verbitten uns das hohle, psalmodirende Pathos, das zwitschernde Tremuliren und das ohrzerreißende Diphthongiren der Vokale, auch die gänzlich mißglückte Kraftanstrengung mit-leiderregender Gestikulation, wie namentlich in diesem Punkte das banaufische Heimsuchen der Kanzel mit sndezeralmenden Faustschlägen. Dazu haben wir das Recht und die Pflicht. Wer öffentlich auftritt, verfllt dadurch dem Urteile des Volkes. Alle öffentlichen Redner, die als Organ einer Gesamtheit auftreten, müssen sich die rcksichtsloseste Kritik gefallen lassen — es liegt kein Grund vor, die Kanzelredner davon auszunehmen, vielmehr die Pflicht, dieselben an ihre sehr ernste und verantwortliche Stellung als Hüter und Förderer der Muttersprache zu erinnern. Die einzige Zufluchtsstätte und der Herd der gebildeten, nationalen Aussprache ist nur noch die Bühne. Weshalb nicht die Kanzel? Es ist wahrlich nicht ihr Verdienst, daß unsere Sprache in der eignen Heimat nicht schon heimatlos ist. Es muß anders werden. Die Kanzel ist berufen zum Sprachhort. Das kann nicht genugsam hervor-gehoben werden.

Es ist wahrlich nur ein sehr vorläufiges Postulat, wenn man verlangt, daß der Kanzelredner, wie jeder öffentliche Redner, wenigstens das Bewußtsein des lebendigen Sprachgeistes, das Bewußtsein, über das Material seiner Kunst, über die Technik des Redens orientirt zu sein, in sich trage und das Streben erkennen lasse, hier nicht im Dunkeln zu tappen und die bloße Gewohnheit seine liebe Amme zu nennen. Die Sprache ist das Material, dessen er sich zur Ver-sinnlichung des geistigen Inhalts, zur Veranschaulichung seiner Ideale bedient. Die Sprachorgane müssen also derart ausgebildet sein, dieser geistigen, idealen Welt eine adquate Form durch die Sprache verleihen zu können. Die Predigt ist ein Kunstwerk, in welchem Inhalt und Form einander entsprechen müssen. Es erweckt ein tiefes, tiefes Bedauern, wenn man bedenkt, wie geschickt, wie inhaltsreich, wie aus dem tiefsten religiösen Gemüt entsprungen manche Predigt auf dem Papiere fertig wird, die, gut vorgetragen, die allerbedeutsamste, erschtterndste und erhebendste Wirkung verspräche; wie sie vorgetragen aber sowohl den Redner als die Zuhörer um alle Freude beträgt. Die Wirkung scheitert daran, daß der Redner das unmittelbare, sichere übersetzen aus der Innerlichkeit der Seele in die Auerlichkeit der Rede nicht zu vollziehen versteht. Man denke sich dagegen eine solche Predigt von einem tüchtigen und würdigen, in den Talar gesteckten, den Zuhörern unbekannten Schauspieler vor-

getragen: die Predigt würde eine Stadt erschüttern, der pseudonyme Kanzelredner gälte für einen Gottbegnadeten, die Gemeinde trüge ihn auf den Händen, weil er sich mit einem Zuge in aller Herzen eingeschrieben, die er „mit unkräftigem Behagen“ bezwungen; die Kirche würde das zweitemal, und so oft er predigte, die Zuhörer nicht fassen, und wohlgemerkt: keinem Menschen und keinem Geistlichen, der sich nicht ins eigne Fleisch schneiden will, würde es einfallen, etwa von überflüssigem Firlefanz auf der Kanzel, oder, wie eine mir bekannte „Seelsorgerei,“ von dem „Schwingen des Rührlöffels“ zu sprechen. Denn — wie Karl von Holtei zu sagen pflegte — „der einzelne Zuschauer mag ein Dummkopf sein, das ganze Publikum ist ein verflucht gescheidter Kerl,“ und den jämmerlichen, periodisch wiederkehrenden „Rührlöffel“ würde es doch wohl von dem Zauberstabe, der in echter Gottesbegeisterung die Herzen aufwühlt und beseligt, zu unterscheiden und demnach zu verfahren wissen. Das Volk ist besser als diejenigen, welche es verleumden. Das deutsche Volk ist recht sehr willig zu wahrhafter und gemütvoller Erbauung; es ist recht sehr religionsbedürftig und =erbötig. Aber das deutsche Volk hat Geschmack genug, einen abschreckenden Vortrag nicht anziehend, sondern abschreckend zu finden. *Hinc illae lacrimae!* Ein schwach geschriebenes Gedicht klingt gut vorgetragen wie die Begeisterung des edelsten Dichters; ein gut gesprochenes kurzes Gebet erhebt weit mehr, als eine ellenlange, schlecht vorgetragene Predigt. Nur in der bedauerlichsten Verblendung könnte ein Kanzelredner darauf verharren, zu behaupten, daß es bei der Predigt einzig auf den Inhalt ankomme, daß die Technik des Redens ihm überflüssig oder gar — komödiantenhaft erscheine. Er würde sich in einem ungeheuern Widerspruch befinden. Denn das steht fest: jeder Geistliche strebt in seiner Predigt nach möglichst großer Wirkung, und sagen wir es nur ganz offen, auch nach möglichst großer äußerer Wirkung; es ist ihm bei Leibe nicht gleichgiltig, ob seine Zuhörer andächtig gähnen oder sich verstohlen die Augen wischen, ob man ihn herzlich langweilig oder herzlich befriedigend gefunden hat, und ob gleich Monotheist, bringt er dem Schreckgespenst *Tres faciunt collegium* jedes nur erdenkbare Opfer. Und dieses sein Streben ist echt menschlich und zeichnet nicht nur den Missionär aus. Er arbeitet also „auf den Effekt“ und — perhorresciert die Mittel, die einzig eine gute Predigt wirkungsvoll machen, d. i. den Vortrag. Da liegt der Widerspruch.

Vernt also, ihr Kanzelredner, nicht nur den „Vortrag“ als die Hauptbedingung jeder Wirkung von der Kanzel herab würdigen, bemächtigt euch mit Fleiß und Ausdauer auch der „äußeren“ Mittel der Rhetorik. Dann werden die Klagen, daß die Kirchen leer stehen, daß die tiefen Lehren der Moral die Herzen nicht zu erobern vermögen, bald verstummen. Verlaßt euch darauf! Nicht durch die neuesten Bestrebungen, den musikalischen Teil des Gottesdienstes auszudehnen, wird man den Kirchenbesuch und noch weniger oder vielmehr ganz und gar nicht das kirchliche und christliche Leben fördern, sondern nur und sicher

durch eine gute und vor allem gut vorgetragene Predigt. Freilich ist der „gute Vortrag“ eine schwere Sache. Aber durch Fleiß und Ausdauer, vor allem in der Schulung des Organs, läßt sich sehr viel erreichen. Denkt an die Schauspieler — jawohl, an die Schauspieler, für welche die Ausbildung des Sprachorgans eine Lebensfrage ist, und welche fast noch die einzigen Hüter unsrer Muttersprache sind, dieser „Haupt- und Heldensprache,“ wie Leibniz sie nennt. Konrad Eckhof hatte gar keine Schulbildung und fing als Lichtpuzer an; Ludwig Devrient hatte ein überaus sprödes, mit Rehlönen versetztes Organ, gar keine Volubilität der Rede und beim ersten Debüt zwei Arme und zwei Beine zuviel. Beck und Tffland, zum Predigerstande erzogen, hatten anfänglich mit allen Ausgeburten eines nasalen Organs zu kämpfen. Die meisten Organe prädestiniren nicht zum Sprachmeister. Wie Goethe sich jedoch bekanntlich getraute, aus jedem gerade gewachsenen Grenadier einen guten Schauspieler zu machen, so ist nicht zu bezweifeln, daß jeder Kanzelredner die Disposition zum Redner in sich trägt.

Wen aber sollen sie zum Lehrer wählen?

Solange es keine Sprachakademien und Rhetorschulen giebt, und in Betracht dessen, daß Selbstunterricht in den seltensten Fällen genügt, giebt es nur einen Lehrstand dafür. Ich fürchte kein Anathema. Es ist mein heiligster Ernst: es sind die Schauspieler; deshalb die einzigen Lehrmeister, weil sie die einzigen sind, welche die *actio in dicendo* pflegen und verstehen. Es können ja meinetwegen depossedirte oder emeritirte sein. Aber gleichviel, „der Komödiant könnt' einen Pfarrer lehren“ — „hier wird's Ereignis.“ Es ist auch garnicht abzusehen, weshalb der Kanzelredner, z. B. in seinen Ferien, nicht einen diskreten Privatkursus bei einem geeigneten Schauspieler durchmachen sollte, denn so wenig das enthusiastische Volk wußte, daß Napoleon I. sich seine öffentlichen Reden durch den Schauspieler Talma einstudieren ließ, ebensowenig brauchte ja über einen derartigen „Privatkursus“ etwas an die Öffentlichkeit zu dringen. Ich will nicht untersuchen, ob nicht die Scheelsucht der Kanzelredner gegen die Schauspieler zum Teil gerade darauf zurückzuführen ist, daß bei diesen die Wirkung des Wortes eine so unendlich viel packendere und nachhaltigere ist; ich will nicht untersuchen, ob nicht die Ursachen des Mangels an Kanzelberedtsamkeit zum Teil dadurch aufgeklärt werden, daß die Geistlichen keine Theater, diese einzigen Konservatorien für Sprachpflege heutzutage, besuchen; ich bin aber der festen Überzeugung, daß weder diese Zurückhaltung lange mehr dauern wird, wie ja bereits Konzertlokale und Biergärten nicht mehr zu den verpönten Erholungsstätten derselben zählen, noch daß der Antagonismus von Komödiant und Pfarrer ein unüberwindlicher sei.

Viktor Hugo bekräftigt und beweist unumwunden und sehr gelassen: *Il faut bien le dire, dans tout orateur il y a deux choses, un penseur et un comédien.* Es braucht niemandem eine Gänsehaut überzulaufen. Es ist ein überaus treffendes

und erleuchtendes Wort. In Bezug auf den Kanzelredner heißt das: Die Hauptsache der Kanzelrede liegt im Inhalt, aber der Vortrag, der dessen Mängel zwar nicht ersetzt, aber genießbar macht, ist die zweite und die dritte Hauptsache; wir wollen durchaus keine nach Art des Scalabrini in Musik gesetzte „Liebe ohne Strümpfe,“ durchaus keinen Rhetorismus auf Kosten der Wahrheit und der religiösen Erbauung; wir wollen eine nach Gehalt durch Sachwert und Würde ausgezeichnete Kanzelrede, die bestimmt ist, als die Frucht christlicher Gesinnung und Erleuchtung die Richtung des Geistes auf das Ewige zu nähren; aber wir wollen die Frucht nicht in garstiger, jede Harmonie der Seele störender Schale; wir wollen keine Beleidigung des guten Geschmacks, nirgendwo, auch nicht auf der Kanzel.

Es ist unumgänglich notwendig, weil in ihren indirekten Folgen von ungeheuerem Einfluß auf die Religiosität des Volkes, daß eine Reform des Kanzelvortrages eintrete; sie müßte nicht zum wenigsten auch den Geistlichen zur Freude gereichen, weil die Kirchenleere aufhören würde. Es ist schlechterdings nicht abzusehen, weshalb die Kanzelredner ihren Gegenstand nicht in dem vortheilhaftesten Lichte darstellen wollten. Der Segen wäre allseits und allorten. Die Beredtsamkeit, dieses Band des Volkslebens, ist das vollkommenste Mittel, die Menschen besser und gesitteter zu machen, weil sie auf sämtliche Seelenkräfte zugleich einwirkt, weil sie „die Sinne der Menschen lenkt und die Gemüther besänftigt.“ War es nicht Sokrates, der — ohne die Gewalt christlicher Lehren zu besitzen — durch eine einzige Überredung aus einem ausschweifenden Süngling beinahe einen Heiligen machte? Wer die Sprache vervollkommenet, der hebt das Volk um einen Grad, und wenn wir auch nicht Beifall rufen möchten, wenn, wie Klopstock will, diejenigen Landes verwiesen würden, welche nicht deutsch sprechen, so wollen wir doch, daß unsre Kanzelredner sich die *actio in dicendo* gründlich zu eigen machen und daß sie, wenn sie dazu keine andre Gelegenheit haben, sich deshalb an die vorher erwähnten Sprachmeister wenden. Ein Tänzer ohne Ausdruck ist ein bloßer Luftspringer, und ein Kanzelredner ohne Vortrag ist die Stroh puppe seines eignen Sprachgeistes.

Ich halte es nicht für anständig, einen so ernsten Sermon mit Geschrei zu schließen. Den eindringlichen Wotschrei aber kann ich nicht unterdrücken: Wir wollen Rednerschulen — sobald wie möglich Rednerschulen! Der Staat aber hat die Pflicht, schreibe ich mit Friedrich Feuerbach, „jede sittliche, d. i. menschlich berechnete Anforderung der Zeit, wenn ihre Verwirklichung in seinem Bereiche liegt, zu berücksichtigen.“

Hamburg.

Alfred Stelzner.

